

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 28

Artikel: Heuet vor fünfzig Jahren
Autor: Schmid-Marti, Frieda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641281>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

für Durchführung der Transaktion bin. Haben Sie mich verstanden? — Gut. Und telegraphieren Sie mir sofort das Ergebnis der Unterhaltung nach London in mein Hotel! — Guten Tag!“

Erst als Mr. Wigward den Hörer wieder anhängen will, da fällt ihm ein, daß er sich gar nicht in New York oder Europa, also auf dem Festlande, sondern auf einem fahrenden Schiffe befindet. „Donnerwetter!“ ist das einzige, was sich ihm entringt. Etwas Hochachtung bekommt er jetzt, allerdings nicht etwa, wie man vielleicht annehmen sollte, vor der wunderbaren Technik, die dieses Gespräch ermöglichte, sondern vor sich selbst, nämlich, daß er auch einmal „drahtlos“ gesprochen hat.

Aber lassen wir ihm diese kleine Eitelkeit und überlegen wir uns vielmehr, wie eine derartige Verbindung vom Land zu einem fahrenden Schiff zustandekommt. Ist es denn nicht eine großartige Sache, daß man überall, wo man sich auch befindet, selbst auf dem Dampfer, mitten auf dem Ozean, mit der ganzen weiten Welt verbunden ist? Wäre dieses Wunder auch ohne Telephonie und drahtlose Wellen, also gewissermaßen einer Kombination von zwei grundverschiedenen technischen Errungenschaften möglich? Wohl kaum! Welchen Weg nimmt aber unser Telephongespräch? Nehmen wir also an, wir sind nicht Mr. Wigward, sondern sitzen in New York und greifen zum Hörer. Die Telephonbeamtin meldet sich, wir lassen uns mit dem Fernamt verbinden, resp. stellen, sofern wir natürlich Selbstanschluß haben, die Verbindung selbst her, und melden dort ein Gespräch mit dem zurzeit zwischen Amerika und Europa befindlichen Dampfer „Leviathan“ an. Das Fernsprechamt wird diese Anmeldung der für derartige Verbindungen zuständigen Beamtin übermitteln, und hier steht bereits das Neue für uns ein! Denn für diese Art von Gesprächen gibt es nicht nur eine besondere Bezeichnung, sondern auch eine separate Stelle auf dem Fernsprechamt. Der Amerikaner benutzt nämlich diese Einrichtung weit mehr und häufiger als der Europäer und hat ihr dafür den Namen „Ship to Shore“ zugelegt.

Was macht jetzt die Beamtin? Allgemein wird man annehmen, daß sie die Funkstation anruft, eine Sprechverbindung mit dem „Leviathan“ verlangt, darauf wartet und dann alles zusammenschaltet. Dem ist aber nicht so. Vielmehr stellt sie selbst die Verbindung mit dem Dampfer her, indem sie lediglich nur die in einem Nebenraume beschäftigten Techniker auffordert, den Dampfer „Leviathan“ anzurufen. Denn alles wird direkt von New York aus erledigt, und Sender und Empfänger ferngesteuert resp. automatisch geregelt. Betreten wir daher zunächst den Nebenraum oder die „Betriebszentrale“, wie man sie bei uns nennt. Eine die ganze Breitwand einnehmende Fläche aus Kästen, Skalen, Tafeln, Hebeln, Zeigern, Schaltern, Büchsen und Drähten blickt uns entgegen. Von hier kann alles beobachtet und geregelt werden, jedweder Fehler behoben und jedes Schiff lediglich durch Drehen einer Skala angerufen werden. Hier sind auch die über hundert Verzögerungsstromkreise zu finden, die die im Ueberseeverkehr entstehenden Echos verhindern sollen. Durch gut pupinierte, d. h. besonders isolierte Kabel wird das Gespräch zu der Sendestation nach Deal, das sich mehrere Meilen südlich von New York befindet, übertragen und jetzt durch die großen Funktürme in den Aether hinausgeschickt. Ueber Anlage und Aufbau des Senders läßt sich jedoch nicht viel Besonderes sagen, da er genau dieselben Einrichtungen wie jede Funkstation für kommerziellen Verkehr aufweist, wobei natürlich den Verhältnissen hierfür entsprechend Rechnung getragen worden ist.

Weit interessanter ist dagegen die Anlage auf dem Dampfer. Zunächst ist hier ein großer Radioempfänger für Kurzwellen mit allen Schikanen aufgestellt, der immer auf die betreffende Landstation eingestellt bleibt. In der Funk-

kabine selbst sind außerdem auch noch alle sonstigen Vorrichtungen sowohl für Empfang, als auch für Sendung untergebracht und insbesondere noch verschiedene Abstimmungsmöglichkeiten und Siebkreise vorhanden. Ein Telephonverteilerschrank, wie ihn jede größere Fabrik besitzt, ermöglicht das Weiterleiten der Gespräche direkt zum Kapitän des Schiffes, in besondere Kabinen mit Telephonanschluß oder in die in unmittelbarer Nähe befindliche „Telephonzelle“.

Bevor wir jedoch jetzt auf den Empfang des vom Schiff kommenden Gesprächs eingehen, müssen wir zunächst folgendes einschalten. Es hat sich nämlich im Laufe der Jahre herausgestellt, daß man die Sende- und Empfangsstation nicht zusammenlegen darf, da hierdurch unnötige Störungen verursacht werden. Aus diesem Grunde befindet sich die Empfangsanlage nicht etwa, wie man vielleicht annehmen sollte, gleichfalls in Deal, sondern in Forked River, wiederum mehrere Meilen von New York einerseits und Deal, der Sendestation, andererseits, entfernt. Das äußere, weithin sichtbare Wahrzeichen von Forked River ist eine riesige, weit in den Ozean hineingebaute Empfangsantenne mit einer Höhe von ca. 40 Meter. Eine außerordentlich gut gegen den Boden isolierte Zuführungsleitung bringt die Sprechströme in das ganz unscheinbare kleine Häuschen, wo der Kurzwellenempfänger sowie die Maschinenanlage steht. Durch ein weiteres, diesmal unterirdisch angelegtes Kabel wird alles in die Betriebszentrale von New York übertragen und hier mit dem Sender vereinigt, also gleichsam der Kreis geschlossen, um telephonieren zu können.

So wickelt sich der Sprechverkehr mit einem fahrenden Dampfer ab, schneller noch als man es hier erzählen kann. Daß höchste Betriebsicherheit besteht, braucht wohl nicht extra noch erwähnt zu werden, und ebenso ist es auch ganz selbstverständlich, daß man hüben und drüben alles klar und deutlich verstehen kann.

Heuet vor fünfzig Jahren.

Von Frieda Schmid-Marti.

Der achte Juni, Medardustag, war früher der Auftakt zum Heuet. Auf diesen Tag waren landauf und -ab die Sensen gedengelt, die Holzrechen neu gezahnt, die Wagen gerüstet, die Mähder gebungen. Im ersten fahlen Schein der Morgenfrühe gab es Tagwache im Bauernhaus. Da klopfte der Metti im Sternenriedboden mit seinem Hakensteden an die Decke zum Obergaden und rief: „Buebe, uuf! Es isch Zyt!“ Ruf und Klopfen waren derb und wuchtig, nicht so hübscheli und zimperlich, wie heutzutage der Portier im Hotel die früh aufbrechenden Gäste aus dem Schlaf zu klopfen pflegt. Der Sami und der Durs, der Kari und der Hämmi fuhren auf vom dunstigen Pfuhl, schlossen in die Hofen, trampeten das Stieglü hinunter an den Brunnen und ließen den vollen Strahl der Röhre über die verschlafenen Köpfe brausen. Sie riebekten Brust und Arme. Sie trockneten sich am knöpfigen Handlumpen, der am Laubenzpfosten hing. Das weckte die Lebensgeister.

Und dann rief 's Müetti sicher schon aus der Küche: „Buebe! Chömit u näht es Chacheli heiße Milch uf e Wäg! Das tuet ech besser weder es Glesli Händöpfler ...“ — „Seh, so nes chlys Tröpfli i der Herrgottsfrüehi für goh z'mähie, schadt gwüch o nüt“, verteidigte sich der Metti, und schenkte ein kleines Tröpfli in sein Gläsli. — Aber Mutter Babeli stand schon unter der Haustüre, in der einen Hand den blumigen Milchhafen, in der andern vier Buchsigüggle, ineinander gestellt. (So nannte man früher die roten, irdenen Tassen, wie sie im Seeländerbauernhaus üblich waren.)

„So! Näht e jede e Schlud“, sagte sie resolut, ließ jeden ihrer Buben ein Chacheli ergreifen und schenkte der

Reihe nach ein. „Es Schnäppli isch nüt für i nüechteri Chindsmiuchmäge ...“

Das Mutterrecht, in knapper Befehlsform, hatte sich Babeli selbst ihren bärtigen Buben gegenüber gewahrt. Weder Sami, Durs noch Kari, nicht einmal der widerborstige Hämmi sahen darin etwas Ungehöriges. Alle waren der Mutter zu willen. Durs und Kari leerten jeder drei Tassen voll hinunter.

Darauf hin griffen der Metti und die drei jüngeren Buben nach den Sensen. Der Hämmi verzog sich nach dem Stall.

Fahl und gespenstisch steht der Spätmond am Himmel. In seinem Schein blitzen die Sensen schwach auf. Die schwergenagelten Schuhe der Mähder klappern auf der Dorfstraße, der Laut verliert sich im Feldweg.

„Mir stäche d'Verchmatte a. Es isch die früechschti“, befehlt der Vater.

Langsam wächst die Helle. Der Frühwind weht hart. Der Morgen ist kühl. Da und dort zerreißt Dengelschlag die Morgenstille. Eine Lerche jubelt schon im Dämmergrau des Himmels. Grau silbern die Halme über den Wiesengründen. Wie blasse Sterne wiegen sich die weißen Margriten zwischen Esparsletten und Wiesenalbei. Der Wind fächelt Gras und Blumen. Die Luft ist schwer vom Duft des reifen Grasses. „Quegit, wie d'Schmale wäuelle, 's Heugras isch ruf“, deutet der Vater auf das grüne wogende Meer in der Lärchenmatte.

Durchs Mattenweglein kommt Seppli, der Güterbub, gelaufen. Auch er mit geschulterter Sense. Er läuft was er mag und ruft von weitem: „I wot o häufe amähie. I wott em Durs noh mähie.“ — „Du nimmsch ds Muul aber vou use, Seppli, mach du de nume, daß du em Schwanz noch magst (zuhinterst).“

Bling-bläng, bling-bläng! Die Mähder wehen ihre Sensen. Durs mit den kräftigen Armen stellt sich ein und mäht an. Dann folgen Sami und Kari, dann der Vater und zuletzt Seppli. Es geht im Takt.

Es—Es—Es singen die Sensen ins tauige Gras. Und zwischen hinein: Bling-bläng — bling-bläng. Seppli legt sich gehörig ins Zeug und hält Schritt. „Häb Verachtang im Streich, u mach nit wie ne Wilde“, raunt der Vater zu Durs, der mit wüchtig vorgeneigtem Leib in mächtigem Schwung der Arme ausgreift und drein haut. „Der Vormähder mueß de angere der Dote loh.“ —

Die Männer schaffen und schweigen. Nur die Sensen rauschen und singen: Es—Es—Es. Durs hat einen Vorsprung und Seppli ist etwas zurückgeblieben, aber auch seine Sense schlägt den Takt schön mit: Es—Es—Es. Aber der Abstand wird größer und größer. Er schwigt und weht, mäht und leucht. „D'Verchmatte het jo so läng Jöhn wie ds Längmoos“, würgt er verbissen aus sich hervor und mäht ... Schon sind die andern vier Mähder „äne use“ und kehren um, wehen und fangen diesseits an, ihm entgegen zu mähen. „Cher um, u mach' vorus“, ruft Durs ihm entgegen. „Ueber die angeri Mahde bisch du der Vormähler“, neckt er. „Du fahrst geng drü, wie ne Muni i-ne Chrishuufe.“ —

Der Tag erwacht. Die Sonne steigt. Von den heißen Stirnen rinnt der Schweiß unablässig und tropft auf die braunen Arme. Aber die geben nicht nach. Die schlagen zu und schaffen. Mahd sinkt neben Mahd. Häufiger tönt das Wehen. Zäher wird der Schnitt. Schweigend schaffen die Männer. „D'Hälfti hei mer“, sagt der Metti und atmet erleichtert auf.

Klar und blau wölbt sich der Himmel und spannt sein lichtiges Zelt über der schönen Erde. Nur vereinzelt segeln Wolken in die Bläue und verdunkeln sekundenlang das strahlende Gestirn der Sonne. Flügelschlag eines Vogelzuges

schwebt über der Wiese. Die Mähder sehen es nicht, fühlen es nicht. Sie hören es nicht. Ihre Sinne sind tatgewordene Arbeit. Der Arm darf nicht erlahmen, der Wille nicht ersterben. Der Bauer treibt ein hartes Handwerk. Das zwingt man! Man muß! Müdesein gilt nicht!—

Noch eine Mahd! Die letzte! Sami spuckt in die Hände und weht, holt aus und mäht. An seinen Armen werden die Muskeln eisenhart. Die Halsadern dicke Stränge.

(Schluß folgt.)

Ricarda Huch 70 Jahre alt.

Am 18. Juli feiert Ricarda Huch ihren 70. Geburtstag. Im Jahre 1889 promovierte sie in der Schweiz und



Ricarda Huch.

arbeitete dann in Zürich als Sekretärin an der Stadtbibliothek. Sie war mit ihrem Vetter, Dr. Richard Huch, in zweiter Ehe verheiratet und lebte in Berlin und München. Unter dem Pseudonym Richard Hugo erschienen im Jahre 1892 ihre ersten Gedichte. 1892 veröffentlichte sie das Renaissance-Drama „Cove“. Nach Herausgabe einiger Romane widmete sie sich im Jahre 1899 der Literaturhistorik. Einige Jahre nach der Jahrhundertwende befaßte sie sich sehr ausführlich mit italienischen Stoffen, wie Geschichten von Garibaldi „Riesorgimento“ und „Das Leben des Grafen Confalonieri“. An neueren Werken seien noch ihre historischen und philosophischen Schriften „Luthers Glaube“, „Freiherr von Stein“ und „Der Sinn der Heiligen Schrift“ genannt.

Rundschau.

Die Verfehlung.

In der Meinung der meisten Kulturstaaten hat das Regime des Dritten Reiches schwer gelitten. Die amerikanische Presse behandelt die Leute, welche die Exekution der Juniwende vorgenommen, als ob sie schon reif wären, ebenfalls gefällt zu werden. Beinahe so scharf urteilen die Engländer, Schweden und Spanien, die Schweiz und Holland, Irland und Finnland, wo man hinhorcht, hat sich